

(Nachdruck verboten.)

4) Der Vorzugsschüler.

Von Marie v. Ebner-Eschenbach.

Es war nach der Schule. Pepi Obernberger und Georg Pfanner gingen ein Stück des Weges miteinander. Sie waren beide aufgerufen worden vom Professor des Griechischen, und Pepi hatte besser bestanden. Georg schritt sehr kleinlaut und mit einem ganz roten Kopf neben ihm her. Der Vater versäumte nie, zu fragen: „Hat der Herr Professor Dich aufgerufen, und wen noch, und wie ist's gegangen?“

„Du weißt immer,“ sagte Georg zu seinem Kameraden. „Hast heute wieder sehr gut gewußt. Ich wäre froh, wenn ich immer so gut wüßte wie Du.“

Pepi fing sogleich zu prahlen an: Gols dieser und jener! Ihm lag nichts an dem dummen Plunder. Kasuarartige Endungen, Komparation der Adjektiva, dummes Zeug! Er plagte sich auch gar nicht damit. Wenn der Trottel von einem Professor eine neue Walze einlegte in seinen Werkelkasten und anfang, sie herunter zu leiern, da höchstens hörte er ein bißchen zu. Zu Hause sah er kein Buch an, das war ihm viel zu faß.

„Geh, geh!“ fiel Georg unglaublich ein, und er verbesserte sich:

„Fast keins, auf Ehre. Daß sie mir immer so gute Zeugnisse geben, das danke den alten Perücken der Teufel. Ich gift mich drüber, weiß meinen Alten auf die dumme Idee bringt, einen Professor aus mir zu machen. Aber nein! Lieber als so ein lächerlicher Popf zu werden und auf alles zu verzichten, was schön ist: Radfahren, Reiten, Fagen, Tanzen, Kutschieren, Billardspielen im Kaffeehaus, Gletscher besteigen. Lieber erschieß ich mich!“

Georg sah ihn aufmerksam an, er war so ganz und gar das Ebenbild seines Vaters, des braven, fröhlichen Herrn Obernberger mit dem runden Kopf und dem runden Gesicht und dem freundlich lächelnden Munde. Und der Mensch sprach von Selbstmord?

„Ned nicht so!“ rief Georg. „Du wirst keine Todsünde begehen; Selbstmord ist eine Todsünde und eine Feigheit.“

„Unsinn!“ stieß Pepi höhnisch aus. „Wie kann man so ein Esel sein und alles nachplappern, was sie einem in der Schul sagen. Aber Du hast nie einen eigenen Einfall. Hast den Kopf schon ganz ausgestopft mit Pappendeckel. Adje!“ — Du Schulesel! setzte er in Gedanken hinzu und bog ab, um die nächste Tramwaystation zu erreichen.

Georg ging langsam vorwärts und sagte sich doch mit Unbehagen, daß jeder Schritt ihn dem Hause näher brachte, wo der Vater ihn gewiß schon erwartete mit der ständigen Frage, die er heute mit so großem Zagen beantworten würde.

O das traurige Haus, das kahle, große mit den langen Gängen und den schmalen Stiegen, und das Zimmer, in dem man immer saß zu dreien, und wo keines sich vor dem andern retten konnte. Dahin mußte er zurückkehren, heute und morgen und alle Tage und noch fünf Jahre lang. Wie soll man das erleben, und hat man's erlebt, fangen neue Studien an, die schwersten. Wie in grauer Berg, den er nie werde übersteigen können, bäumte die Zukunft sich vor ihm auf, ein ödes, trostloses, der Verzweiflung verwandtes Gefühl ergriff sein Herz und durchtränkte es mit unsagbarer Bitternis. Plötzlich kam ein nie gekannter Trost über ihn. Obwohl die Uhr am nächsten Turme halb sieben schlug, obwohl er genau wußte, daß er werde sagen müssen: „Ja, ich habe mich aufgehalten unterwegs,“ setzte er sich auf eine Bank im kleinen Square vor Beginn der Gasse, in der die elsterliche Wohnung lag, zog die Nachtigall aus der Tasche und ließ sie schlagen. Sie tröstete, sie milderte jedes herbe Gefühl. Sie ließ ihn einen Uebergang finden aus tiefer Niedergeschlagenheit zu lauterem Frohmut.

Er hatte ja nicht nur Betrübnis und Gram in seiner Seele, tief in ihrem Innersten unter lastenden Schatten leuchtete rot und warm die Flamme junger Lebensfreudigkeit, und ein unausgesprochenes, immer zum Schweigen verdamntes Glücksgefühl wollte sich einmal hinaussingen. Es jubelte in

die laue Luft, zum lichten Frühlingshimmel empor, mit der Stimme der Nachtigall.

Georg fand den Vater nicht daheim. Er war dagewesen, hatte sich umgekleidet und zu einer Beamtenversammlung ins Stammgasthaus begeben. Mutter und Sohn sprachen es nicht aus, welch ein Fest das Alleinbleiben für sie war. Um jede Minute, die er auf dem Heimweg vertrödelte hatte, tat es Georg jezt leid. Die Stube kam ihm auf einmal traut und freundlich vor, die Luft reiner, und die Lampe schien heller zu leuchten als sonst. Unter ihr in einem Glase stand ein kleiner Weilsenstrauch; Frau Walcher hatte ihn gebracht.

Georg beugte sich über ihn und sog seinen zarten Duft ein: „Die gute Frau Walcher,“ er lächelte seine Mutter pfiffig an. „Hat sie den auch vom Land gekriegt, wie neulich wieder das gute „Junge“ vom Hasen?“

Frau Agnes errötete. So war ihr der Schorschi hinter ihre Schläfe gekommen? Sie wick seinem auf sie gerichteten Blick aus, sie antwortete nicht, sie sprach nur: „Der Vater hat Dir sagen lassen, Du sollst lernen.“

„Schon recht,“ erwiderte er übermütig und warf die Schultasche in weitem Bogen auf das Sofa, daß sie dort, emporgeschmetzt, einen fröhlichen Hupf machte.

„Aber Georg, Du bist ja heut wie ausgewechselt.“

„Ja, ja, Mutter!“ Er stürzte auf sie zu und schloß sie in seine Arme.

„Ste wehrte: „Sei gescheit.“

„Nein, gescheit bin ich heute einmal nicht. Ich muß Dich lieb haben und küssen, Dein liebes Gesicht, Deine lieben Hände, jeder Finger bekommt einen Kuß.“

Nun denn! Ach, die Zärtlichkeit des Kindes tat sehr wohl. „Setz aber seß Dich, es wird ja alles kalt.“

Und sie setzten sich und aßen und ließen sich schmecken und plauderten und dachten nicht an morgen, und waren so glücklich, wie die armen Leute sind, die ganz in der Gegenwart leben, den Augenblick genießen, den Blick von der Zukunft abgewendet, die ihnen nichts Gutes bringen kann.

Nach dem Abendbrot begab die Mutter sich an die Nähmaschine und wollte noch ein Stündchen fleißig sein. Die alte Nähmaschine, die sich die letzte Zeit hindurch nur schwer in Bewegung setzen ließ und den Dienst auch schon mehrmals ver sagt hatte, glitt heute dahin wie ein Schlitten auf festgefrorener Bahn. Was war denn da geschehen? Gestern noch hatte die Mutter gedacht, die alte Getreue werde überhaupt nicht mehr brauchbar sein und nicht einmal in der Fabrik hergestellt werden können. Was geschehen war? Der Vater hatte sie auseinander genommen und sie ausgezeichnet repariert.

„Der Vater?“ Das gab dem Georg zu denken. „Hat denn der Vater gelernt, Nähmaschinen reparieren?“

„Gewiß nicht. Aber weißt Du, der Vater kann vieles, das er nicht gelernt hat, er hat zu allem Talent.“

Hat es nicht gelernt und kann es, weil er Talent hat. Etwas können, das man nicht gelernt hat, heißt also Talent haben. Er versank in Grübeleien.

„Aber Mutter, ich hab doch auch Talent.“

Sie mußte lachen. Es war wirklich, wie wenn ein Zweifel aus seinen Worten spräche: „Nun, ich meine, Du hörst es oft genug, um es zu wissen,“ und sie griff zärtlich mit der Hand in seinen zerzausten blonden Schopf.

„Wenns nur wahr ist, Mutter, wenns nur recht wahr ist,“ er schluckte mühsam und benehete die trocknen gewordenen Lippen mit der Zunge. Die Traurigkeit, die ihn nach dem Gespräch mit Pepi angewandelt hatte, wollte sich wieder in ihm regen; aber die Anwesenheit der Mutter bannte sie rasch. Sein Herz ging weit auf, nicht das kleinste Geheimnis blieb darin. Vor allem, was bisher stumm und schweigend in ihm gelegen, redete er, und während er es tat, wurde ihm manches klar und ausgemacht, was er sich selbst nie eingestanden hatte. Die Mühe, die das Lernen ihm verursachte, und daß es ihm so schwer wurde, sich etwas „auswendig zu merken“. Andere lernten viel leichter auswendig und merkten sich viel länger.

„Du hast kein sehr gutes Gedächtnis,“ meinte die Mutter und dachte, das kommt oft vor bei sehr Talentvollen. Sie gab dem Sohn auch etwas Ähnliches zu verstehen; er zuckte die Achseln.

„Wer Talent hat, das findest Du selbst, kann auch, was er nicht gelernt hat. Ich hab vielleicht gar kein so großes Talent zum Lernen in der Schule. Aber vielleicht zu etwas anderm... Das Singen in der Volksschule hat mich so gefreut. Da hab ich immer einen Eifer gehabt... und — weißt Du noch, die Flöte! Ach, wenn ich hätte lernen dürfen Flöte spielen, oder gar Violine... Jetzt hab ich halt nichts mehr als nur — soll ich Dir sagen? Soll ich? Ja? — — — Bleib sitzen — ganz ruhig.“

Er stand auf und ging in den dunkelsten Winkel des Klobers, und leise schwirrten von dort her die Töne der Nachtigall zu der Mutter herüber, und sie staunte und hörte zu und überhörte, daß die Küchentür geöffnet wurde, und nun auch die Zimmertür.

„Halb elf,“ sprach Pfanner, eintretend, „und Du bist noch auf, und wo ist der Bub?“

Er war in schlechter Laune.

In der Versammlung war ein Antrag, den Pfanner und einige ältere Beamten eingebracht hatten, abgelehnt worden. Beim gemeinsamen Abendessen hatte sich dann Obernberger eingefunden, einen Flaschenkorb in der mächtigen Rechten, und hatte Bordeaux und Champagner mit so guter, bescheidener Manier serviert, daß selbst der Herr Direktorstellvertreter sich herbeiließ, ein Gläschen anzunehmen. Nur Pfanner lehnte schroff ab. In Gist hätte sich ihm ein vom „Schloss“ treibender Trunk vermandelt. Bis zum Ueberdruß renommierte der wieder mit seinem Pepi und gab die tollen Streiche des Burschen so stolz und behaglich zum Besten, daß Pfanner zuletzt nicht mehr an sich halten konnte!

„Wenns der meine so treiben tät, der sollst mich kennen lernen.“

Da waren dann gleich Entschuldigungen Pepis nachgekommen und ein zärtliches Lob des guten Kerls, der er sei, bei all seinem Uebermut, und was für ein goldenes Herz er habe und — ein Talent! Die Herren Professoren zweifelten gar nicht daran, daß er in diesem Jahre Primus werden würde.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Ziege.

Von Carl Ruffe.

Aber immer, wenn ihn jezt hungerte, mußte er an das Brötchen denken, daß er in der dunkeln Kammer verzehrt hatte. Niemals hatte etwas so gut geschmeckt; er fühlte es in der Hand knistern, er spürte es auf der Zunge. Und wie von geheimer Macht vorwärtsgetrieben, ging er auf dem Wege, den er eingeschlagen, langsam weiter. Jögernd verließ er als Lehrer die Klasse. Wie hungrige Luchse revidierten seine Augen die Bänke — meist ohne Erfolg. Eines Tages hatte sich das Frühstücksbrot seines Nachbarn unter der Bank bis in seine Nähe geschoben. Er fieberte. Er berührte es mit den heißen Fingern, zuckte zurück, zog es näher, steckte es ein. Im selben Moment fiel sein Kopf fast vornüber. Alles Blut brauste nach der Stirn. Er hörte nur verworrene Laute. Der Professor erklärte, die Schüler saßen schläfrig da, sein Nachbar malte Buchstaben und Kringel aufs Papier und drehte dann Nähne und Generalschüte aus den Seiten — es war alles wie sonst. Und auch später ereignete sich nichts. Zwar schlug der Junge, dem sein Butterbrot fehlte, in der Pause Hallo, aber die andern lachten ihn aus.

Sie lachten auch noch in der Folgezeit. Doch allmählich kam ein Raunen und Murmeln und Wispern in die Klasse. Dem kleinen Schneider ging es immer schlechter, sein Schenken, die Ziege, ward immer magerer. Niemand wußte, wer es aufgebracht hatte, aber eines Tages hieß es: die Koza frisst nicht nur Gras! Halbblut lief es von Mund zu Mund. Und jeder glaubte es sofort und streifte in Neugier und Verachtung mit kurzem Seitenblick das lässige Gesicht des dünnen Burschen.

„Das ist keine Beherei,“ sagte der Primus. „So was muß man melden. Besser, wenn er rauskommt!“

„Und die Beweise?“ fragte der lange Modlin höhnisch, der sich ständig mit dem Primus zankte. „Erst müssen wir ihn doch fassen. Und dann verhaun wir ihn erst mal.“

So ward Philipp Majewski in der nächsten Zeit von dreißig Augenpaaren überwacht. Immer, wenn er nach seiner Art von unten auf sah, begegnete er einem forschenden Blicke. Und er fühlte dumpf, wie sich Haß und Verachtung der andern wie Kerkerwände um ihn herumstellten. Da duckte er sich scheu, aber in seinen Augen glomm manchmal ein Funke auf, als wolle etwas Verzweifletes nach oben stoßen, die Dämme brechen, alles niederhauen und wäre nur noch nicht stark genug. Vor der Königscheibe oben auf dem Boden wuchs es am raschesten. Da

verzerrten sich jählings und krampfartig die Züge des Knaben, das häßliche Gesicht ward noch häßlicher, und die Arme reckten und streckten sich, als wär' er ein Simson, als könnt' er rechts und links die Pfosten umfassen — die Pfosten des Gymnasiums —, daß donnernd der mächtige Bau über ihm selbst, aber auch über allen andern zusammenstürzte und jedes Leben zerschmetterte. Es war ihm manchmal, als stünde er allein und verlassen in einer Schar wilder Bestien, die jeden seiner Schritte belauerten, und als könne er diese Spannung nicht lange mehr aushalten, sondern müsse sich selbst mit einem rasenden Gebrüll, in dem seine Angst aufschrie, auf die Feinde stürzen.

Aus den Ärmeln hingen ihm die Arme, die „Ziegenknochen“, immer dünner. Es schien fast, als strecke der Hunger die Glieder des Jungen. Und sein Hunger war unstillbar. Die Kartoffeln mit der Deltunte, die er zu Hause bekam, hielten nicht vor. Aber in der Klasse ließ niemand mehr etwas liegen.

Niemand mehr? Der lange Modlin kniff ein Auge zu — der Primus sollte sehen, wer schlauer war. Als Philipp Majewski wieder mal langsam zur Tür pendelte, durch die sich lärmend die andern Schüler nach außen drängten, stuchte er. Er hatte es gar nicht drauf abgelegt, der Letzte zu sein — es war doch umsonst.

Aber da — da... unter der dritten Bank!... etwas an den Rand gedrückt.

„Nimm's nicht!“ sprach etwas in ihm. Aber seine Augen suchten schon brennend an dem roten Papier herum, der ganze Mund war voll wässrigem Speichel, es kniff und schnitt in seinem Magen... und niemand war da... keiner auf dem Korridor, keiner hinterm Ratheber... er sah extra noch dahinter... und zitternd trug er seine Beute ins Freie.

Mit einem Blick hatte der lange Modlin am Schluß der Pause gesehen, daß das rote Paketchen fehlte. Er gab der Klasse ein Zeichen. Selbst unruhig begann die neue Stunde. Die Unruhe wollte nicht weichen und aufhören. Bis plötzlich ein Blick über alle Gesichter fuhr: die Koza meldete sich und verließ das Zimmer.

Es war nicht gestattet, daß zwei Schüler gleichzeitig hinausgingen. Aber als in der nächsten Minute der lange Modlin das Taschentuch vors Gesicht drückte und Nasenbluten vorschätzte, winkte der Lehrer ärgerlich.

Der Lange sah gerade noch, wie die „Ziege“ hinter der Turnhalle verschwand. Da wußte er Bescheid. Kein Steinchen sollte unter seinen Füßen; der Ries knirschte nicht. Aber wie der lange Bursche mit angehaltenem Atem vorwärts ging, hatte er plötzlich selber eine geheime Beklemmung, als wäre er auf unrechtem Wege.

Rasch ging es vorbei. Und in der nächsten Minute riß er mit einem Sprunge die Tür des Schuppens auf.

In eine Ecke gekauert, das rote Papier in der einen Hand, die Butterstulle in der andern, mit vollem Munde kauend, sah Philipp Majewski da.

„Phia kreb — Koza! Dieb! Freudenchen! Haben wir Dich!“ schrie der lange Modlin triumphierend auf.

Aber er prallte im Augenblicke zurück.

Blißschnell hatte sich die „Ziege“ ausgerichtet. Doch als versagte dem Jungen einen Moment jeder Wille und jede Kraft, lehnte er grauweiß wie die Kalkwand sich zurück, die Augen quollen aus ihren Höhlen, aus dem lässigen Gesicht sprang spit die Nase vor, die Riefer mahnten und lauten noch sekundenlang, während die eine Hand krampfhaft das Papier zerknitterte und die andere das Brot zerquetschte.

Und dann, — noch ehe der lange Modlin ihn packen konnte! —, ein furchtbarer Schrei — nein, ein Gurgeln, wie aus Erstidungsgefahr, aus dem noch vollen Munde brechend, — ein sinnloses Herumschlagen mit den Armen — der rote Papierball, in Verzweiflung geschleudert, flatterte dem andern gegen die Stirn, das zerquetschte Brot desgleichen — wie ein Klotz flog der lange Modlin gegen den Türpfosten, und mit einem Aufbrüllen, das er nie vergißt — gerade als hätte die „Ziege“ jezt den Mund frei bekommen —, stürzt der Dieb an ihm vorbei.

„Majewski!“ schreit der Lange erschrocken. Nicht „Koza“, sondern Majewski!

Aber der packt schon den hohen Baun des Schulhofes. Wie lange Affenarme recken sich die Knochen aus den kurzen Ärmeln, die Hände greifen höher, und wie ein Affe klettert der Junge — klettert — schwebt droben — springt — ist verschwunden.

Der lange Modlin starrt ihm nach und schüttelt sich, als hätte er ein Grauen. Er geht nicht gleich in die Klasse zurück. Mit unsicheren Augen sucht er nach dem roten Papierball, steht ihn ein.

„Majewski!“ ruft er. Und halb scheu: „Nach keinen Unfinn!“

Keine Antwort. Stille. Man hört die Dämme. Da geht der Wind durch.

Und geduckt, fast angstbekommen schiebt sich der lange Modlin vorwärts — auf das Gymnasium zu.

Alle Augen drehen sich nach ihm, als er die Klassenstube wieder betritt. In allen lebt die Frage: Hast du ihn?

Unmerklich für den Lehrer schüttelt er den Kopf. Er selber wundert sich darüber. Und mit einer gewissen Enttäuschung wenden sich die Blicke der Lektüre zu. Nur der Primus schmunzelt: er gönnt dem langen Modlin den Reinsfall.

Die Stunde schleicht hin. „Wo bleibt denn Majewski?“ fragt

der Lehrer. Er schickt den Primus nach draußen. Der sucht vergeblich. Der lange Modlin hebt kaum den Kopf vom Buch.

In der Pause drängt alles an ihn heran: „Was ist los?“ Aber er wehrt sie unwirsch ab: „Nichts! Werden uns wohl alle gründlich verhaßen haben!“

Und als auch die Mathematikstunde verrinnt, ohne daß die „Koja“ zur Tür reintritt, wird ihm immer seltsamer.

Das Gurgeln — der brüllende Schrei — weiß der Himmel, er fühlt sich unbehaglich. Er wird nachmittags zu Majewski hingehen, wird ihm sagen, daß alles ein Scherz war und daß die andern nichts davon erfahren sollen. —

Philipp Majewski ist inzwischen durch fremde Gärten in die Felder gerannt. Durch eine Hintertür schleicht er ins Haus. Gut und Bäder liegen noch im Gymnasium. Da konnten sie bleiben!

Auf dem Boden hockt er vor der Königscheibe. Nun wissen sie's alle: der Dieb, der die Semmeln stahl, war er — die Kojas! Tausend Augen starren auf ihn, tausend Finger reden sich nach ihm! Der Gymnasialdirektor wird ein ernstes Gesicht machen, die Lehrer auch. Heut nachmittag werden sie kommen. Er wird 'rausgeworfen aus der Anstalt — dann kann er in die Klippische gehen, wenn der Warden ihn nicht holt! Und alle seine früheren Mitschüler werden an ihm vorbeischießen, und auf ihren Gesichtern wird der Hohn stehen: Klippische! Semmelstahl!

Seine Augen glühen, sein Blut braust — es wird Mittag. Gellend ruft die Mutter seinen Namen. Er rührt sich nicht. Nun essen sie — essen sie — essen wie immer: Kartoffeln mit Oel-tunke.

Er starrt auf die Königscheibe. Hier ist das Zentrum — da fauste mal des Vaters Kugel durch! Er bohrt den Finger in den Schußkanal. Und plötzlich ist ihm, als tose es wieder gegen das Haus, als leuchteten Fackeln, schmetterten Trompeten, flirre die Brunkette, schwebe der Vater strahlend über allem Volk.

Das Bild geht unter; andre tauchen auf. Dazwischen quält ihn ein jäh erwachter Heißhunger. Man spürt ihn weniger, wenn man sich ganz zusammengezogen hinkauert. So hat er auch heut im Schuppen gegessen. O, wie schmeckte das Brot . . . das Brot! Bis plötzlich der lange Modlin vor ihm stand!

Eine rasende Wut und Verzweiflung steht auch jetzt in ihm auf. Wie suchend irren seine Gedanken: er sieht das Gymnasium brennen, er hört das entsetzte Schreien der Schüler. Wie eine Feuerfäule loht der lange Modlin und brüllt, wie er heute ge-brüllt hat!

Da lacht er — ein wildes Lachen, und aus dem Ärmel reden sich die bürren Ziegenknochen und drohen.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Heerwurm.

Von E. Schenking (Berlin).

Es ist ein eigentümlicher, tief im Menschen wurzelnder Zug, die einfachsten Erscheinungen in der Natur, sobald sie nicht sofort klar und verständlich sind, mit einem Nimbus zu umhüllen und in das Gebiet des raffinsten Aberglaubens einzureihen. Tausenden von Naturerscheinungen und Naturdingen hat er die wunderlichsten Bedeutungen und Auslegungen gegeben und je unnatürlicher und fabelhafter diese waren, desto begieriger wurden und werden sie leider heute noch aufgenommen, mit staunenswerter Hartnäckigkeit festgehalten und von Mund zu Mund und von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt.

Zu diese gefürchteten Erscheinungen, die der Menschheit Krieg, Pestilenz und wer weiß was sonst für Schrecken anfündigen, gehört auch der Heerwurm. Da das Wunderding gerade im Juli und August auftritt und in allen Laubwäldungen unserer Mittelgebirge vorkommt, unter Umständen also auch einem Sommerfrischler oder Touristen begegnen kann, soll hier einiges aus der Naturgeschichte dieses Wundertieres mitgeteilt werden.

Der Heerwurm hat schon früh die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich gelenkt. Es war der bekannte Schwärmer Kaspar Schwenkfeldt, der im Jahre 1603 zuerst von ihm mitteilte: „sehr kleine, haarförmige Würmchen, welche im Sommer wie Ketten zusammenhängend umherziehen, gleichsam, als wenn sie ein Heer bildeten.“ Nach M. Joh. Zeitfuchs' St. Stolbergischer Kirchen- und Stadt-historia wurde die Erscheinung im Garze beobachtet, worüber folgendermaßen berichtet wird: „Was Herr D. Währens in Beschreibung des kurfürstlichen Gartwaldes anführt, daß einesmahl zweeine Holzhauser aus dem Gräflich Stolbergisch-Hohnsteinischen Dorffe Sachsenwerffen, die Schönmänner genannt, nahe beh dem alten versallenen Schloß Garzburg einen Haselwurm getödtet, so zwölf Werkschue lang und am Maule wie ein Hecht gespalten gewesen: das erinnert mich, gelesen zu haben, wie daß anno 1605, als die hiesige Bürgerchaft nach dem Hahn gezogen, fremd Bier zu suchen, sich begeben, daß eine unmeßliche Menge Würme, eines halben Kindes lang, über den Weg gezogen, daß der Zug bei dritthalb Ellen lang gewesen, vorn wie ein Kopff, folgend bis an die Mitte drei Finger breit, der Bauch eine Spanne und der Schwanz drei Finger dick, hinten spitz zu, ein Wurm über dem andern liegend . . .“

Am häufigsten ist aber der Heerwurm, auch Kriegswurm, Heerschlange und Wurmdrache genannt, in Thüringen beobachtet worden und Ludwig Beckstein, dem weiland besten Kenner der Thüringertal-Flauna, verdankt die Wissenschaft manch interessante Aufzeichnungen über die sonderbare Erscheinung — allerdings weniger über ihre Natur.

Da es Jahrhunderte hindurch nicht gelang, genaueres über das Wesen des Heerwurms zu erfahren, war er Gegenstand haars-träubendsten Aberglaubens. In den meisten Fällen deutete sein Erscheinen auf Krieg, und ein Glück war's, wenn die hellgrau-glänzende Schlange talwärts zog: das versprach Sieg. Sah man sie im Riesengebirge bergab gleiten, so stand eine Missernte in Aussicht, bewegte sich das lebendige Band aber bergan so berech-nete man im Geiste schon den Erlös für die im reichlichen Maße einzuheimenden Feldfrüchte. Die jungen Weiber aus dem Thü-ringer Walde, die in guter Hoffnung sind, suchen „es“ auf, heimlich und unbeschränkterweise und legen ihre Schürze vor ihm nieder — kriecht es darüber weg, so wird alles gut gehen; zieht es aber um die Schürze herum oder umfließt sie gar wie eine Insel, dann mag sich die Ärmste auf schwere Stunden gefaßt machen.

Ebenso wenig wie Schwenkfeldt und seine Zeitgenossen ver-mochten Jonas Ramus und der dänische Bischof Pontoppidanus, die beide in der Mitte des 18. Jahrhunderts über den Heerwurm berichten, Aufklärung über die Erscheinung geben. Wertvolles Material darüber lieferte aber Dr. Ruß in Eisenach, der seine Beobachtungen in den Jahren 1774, 1781 und 1782 veröffentlichte. Sie haben späteren Naturhistorikern als Quelle gedient und was Ruß in seiner Naturgeschichte über den Heerwurm mitteilt, hat er jenen Aufzeichnungen entlehnt. So unbefangen und frei von aller Wundersucht diese auch sind, hat die Erscheinung doch bis in unsere Zeit hinein den Bergbewohnern Furcht und Entsetzen ein-gejaßt, und es wollte lange nicht gelingen, eine einwandfreie Erklärung dieses Naturphänomens zu geben. Bis zum Jahre 1845 war keine Veröffentlichung mehr über den Heerwurm er-schienen. Die vollständige Aufklärung verdanken wir jedoch keinem Gelehrten, ein Beweis, daß sich die Natur nicht nur durch die Pro-fessorenbrille beobachten läßt, sondern daß ein jeder, der mit Sinn für die Natur ausgestattet ist und etwas Eifer entwickelt, nicht nur so mancherlei Interessantes selbst entdecken, sondern auch der Wissenschaft manchen Dienst leisten kann. Das Verdienst, die Heerwurm-Frage ins Reine gebracht zu haben, verdanken wir dem ehemals hannoverschen Förster C. F. Raude, der seinerzeit im Birkenmoor bei Niesfeld stationiert war. Durch seine im Sommer 1845 gemachten Beobachtungen gelang es auch, das Imago Stadium (das fertige Insekt im Gegensatz zur Larve) des Tieres kennen zu lernen.

Es ist die Heerwurm-Trauermücke, *Sciara militaris*. Diese winzige Fliegenart wird im weiblichen Geschlecht kaum einen hal-ben Zentimeter lang; die Männchen sind noch kleiner. Ihren Namen verdankt die Mücke der dunklen Körper- und Flügel-färbung, die fast schwarz ist. Am Hinterleibe befinden sich einige hell-schmutziggelbe Seitenstreifen, die nach dem Tode erlöschen. Nach vollzogener Begattung, aber längstens nach drei Tagen, sterben die Insekten ab. Die überwinterten Eier liefern im Mai die glasig glänzenden Larven mit schwarzem Kopfe. Von Anfang Juli bis gegen Ende August wandern diese, zu mehr oder minder großen Massen sich vereinigen, um Nahrung, die aus vertrockneten Blättern, namentlich Buchenblättern besteht, zu suchen. Eben diese Prozeßion nennt man Heerwurm. Wie groß die Zahl der höchstens 9—10 Millimeter langen und 1 Millimeter dicken Larven in einem solchen Zuge ist, erbellt daraus, daß Heere von 4 Meter Länge und $\frac{1}{2}$ bis $\frac{1}{4}$ Meter Breite beobachtet worden sind. Die Züge, in denen die durch Schleimmasse zusammengehaltenen Larven dicht über- und aneinander gedrängt sind, schleichen schneckenartig fort, lassen auch den Weichtieren gleich, einen silberglänzenden Streifen getrockneten Schleimes hinter sich zurück. Langsam geht's über den Waldboden, über Wege und Blößen dahin. Größeren Hindernissen weicht der Zug aus, kleinere werden genommen. Durch Wagen- und Fußspuren gespalten, schließen sich die Teile doch bald wieder zusammen. Man hat mehrere Züge sich ver-einigen, andere eine Zeilang sich im Kreise bewegen sehen, wenn die Spitze des in Vogenlinie sich fortbewegenden Zuges zufällig mit dem Schwanzende zusammentraf, bis der Irrtum durch Trennung beseitigt wurde.

Betreffs der Wanderungen binden sich die Larven an keine Tageszeit; nur meiden sie das grelle Sonnenlicht. Das ist wegen der zarten, leicht dem Austrocknen unterliegenden Körperbeschaffen-heit sehr erklärlich, wie man ja auch die Ursache des gemeinsamen Wanderns in dem gegenseitigen vor dem Vertrocknen sich schütten-den so dichten Auf- und Aneinanderdrängens hat finden wollen. Diese Erklärung hat wenigstens den Zweckmäßigkeitsschein für sich; während ein anderer Grund zu dieser Vereinigung noch nicht nach-gewiesen werden konnte. Merkwürdig ist, daß sich inmitten des fortbewegenden Zuges viele Larven verpuppen, die dann von den anderen weitergeschleppt werden. Es hat darum die Vermutung viel für sich, daß die Wanderung mit der Verpuppung oder viel-mehr mit dem Uebergang aus dem Raupen- in den Puppen-zustand zusammenhängt, in welchem Stadium ja auch andere In-sekten große Unruhe bekunden.

Bei der Häufigkeit der Fliege ist das verhältnismäßig höchst-seltene und doch so sehr ins Auge fallende Vorkommen des Heer-

Wurmes bemerkenswert. Daher hat die Wissenschaft jedes bekannt gewordene Auftreten des Seewurms sorgsam notiert. Außer der Schwefelfeldischen und Zeifuchischen Aufzeichnung sind solche bekannt aus den Jahren 1756, 1774, 1775, 1781, 1826, 1844, 1845, 1849, 1850, 1853, 1856, 1899, 1903, 1906 und 1907. Im Jahre 1907 wurde er beobachtet in dem sächsischen Vogtlandsdorf Dahlen und zwar an drei verschiedenen Lokalitäten und in dem Dorfe Hetschbach bei Hildburghausen, wo er als vermeintliche „Niesenschlange“ in einer Länge von 2 Metern auf einer schattigen Terrasse angetroffen wurde.

Wie lange aber mag diese grauglänzende Schlange, die wie ein langsamer Strom in gespensterhafter Stille dahinfließt — diese harmlose Republik hungriger oder nach Puppenruhe sich sehnender Fliegenlarven — in den abergläubischen Köpfen der Gebirgler noch Furcht und Entsetzen erregen?

Kleines feuilleton.

Das wirtschaftlichste Licht. Die Techniker bemühen sich, ein möglichst billiges und helles Licht herzustellen, und das Bestreben geht besonders dahin, daß die Substanz, die in irgendeiner Weise zur Beleuchtung verwandt wird, auch möglichst vollständig diesem Zweck dient und nicht Nebenleistungen liefert, die im allgemeinen mit der Lichtwirkung unmittelbar verbunden sind, ihr aber nicht zugute kommen. Hier kommt besonders die Wärmewirkung der leuchtenden Körper in Betracht, und wie es bei einem Ofen wesentlich darauf ankommt, daß er wärmt, nicht aber, daß das Feuer auch leuchtet, so wird bei einer Lampe darauf geachtet werden müssen, daß sie kräftig leuchtet, während sie nicht zu heizen braucht. Ohne weiteres ist klar, daß die Herstellung eines guten künstlichen Lichtes überhaupt von hoher kultureller Bedeutung ist. Ein einfaches, aber sehr deutliches und belehrendes Beispiel für die Wichtigkeit der künstlichen Beleuchtung liefern die Polarländer; früher war die lange Polarnacht wirtschaftlich einfach verloren, jetzt sind die Hütten der Eskimoniederlassungen mit Petroleumlampen versehen, die auch in den Monaten, in denen die Sonne nicht über dem Horizont erscheint, die Fortsetzung der freilich nur primitiven Tätigkeit gestatten. Andererseits bedarf es nur des Vergleichs zwischen der einfachen Stearinferze, die noch in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts die einzige Beleuchtung bildete, und dem strahlenden elektrischen Licht, um die gewaltigen Fortschritte zu erkennen, die auf dem Gebiet der Beleuchtung gemacht sind. Aber mit der Lichtstärke allein ist es nicht getan, es kommt auch auf die Billigkeit des Lichtes an, wenn es einer recht weiten Verbreitung zugänglich sein soll, und die rationellste Billigkeit ist dadurch gegeben, daß, wie schon bemerkt, die leuchtende Substanz recht sehr zu Beleuchtungszwecken ausgenutzt wird. Das in dieser Beziehung wirtschaftlichste Licht hat uns nun die Natur selbst gegeben, es ist durchaus unwahrscheinlich, daß auch die höchstentwickelte Technik den hier von der Natur gegebenen Rekord jemals schlagen wird, aber leider können wir dies so sehr wirtschaftliche Licht praktisch nicht benutzen, denn es ist das Licht der Leucht-Lämpfer. Bei dem von diesen Tieren ausgestrahlten Licht ist das Verhältnis zwischen abgegebener Wärme und Lichtkraft das günstigste, d. h. bei viel Licht wird nur wenig Wärme ausgestrahlt. Um die Lichtkraft einer leuchtenden Substanz festzustellen, bedient man sich der Photometer oder Lichtmesser. Das einfachste, dabei jedoch recht genaue Instrument dieser Art ist das Fettfleckphotometer, das nur aus einem Blatt Papier besteht, in dem sich ein Fettfleck befindet. Wird dies Papier von einer Seite beleuchtet, so erscheint auf der anderen Seite der Fettfleck heller als seine Umgebung, weil er mehr Licht durchläßt. Stellt man aber auf beiden Seiten des Papiers Lichter auf, so werden diese das Papier dann gleichmäßig beleuchten, wenn der Fettfleck und seine Umgebung nicht voneinander zu trennen sind; denn dann ist das auf die eine Papierseite gelangte Licht ebenso stark wie das von der anderen Seite durch den Fettfleck gefallene, und diese Gleichheit besteht auf beiden Seiten des Papiers. Man vergleicht dann die Entfernungen voneinander, in denen die beiden Lichtquellen vom Photometer angebracht sein müssen, damit diese Lichtgleichheit eintritt, und kann daraus genau das Verhältnis beider Lichtstärken zueinander berechnen. Auf diese Weise fand man, daß ein Leucht-Lämpfer den achten Teil der Lichtstärke einer gewöhnlichen Normalferze besitzt. Um nun die Wärmestrahlung des Lämpfers mit der einer gleich starken Kerze zu bestimmen, bediente man sich sehr feiner Thermometer. Gewöhnliche Quecksilberthermometer wären für diesen Zweck nicht genau genug gewesen; man benutzte elektrische Thermometer, sogenannte Voltmeter. Wenn man die beiden Pole einer galvanischen Batterie durch einen Metalldraht verbindet, so geht durch diesen bekanntlich ein elektrischer Strom; wird jetzt dieser Draht oder ein Teil von ihm erwärmt, so ist der elektrische Strom schwächer. Ob der Strom stärker oder schwächer ist, erkennt man daraus, wie weit er eine Magnetnadel, um den der Draht der Stromleitung gewickelt ist, aus ihrer gewöhnlichen Nord-Südrichtung ablenkt; je stärker der Strom ist, um so mehr wird die Nadel abgelenkt. Man kann auf diese Weise ganz genau messen, wenn der

Draht auch nur sehr wenig erwärmt wird, wie groß diese Wärme ist. Als man diese Einrichtung von dem Leucht-Lämpfer bestrahlen ließ, zeigte sich gar keine Wirkung — die von dem Tier ausgestrahlte Wärme war zu gering, als daß sie selbst von diesem feinen Apparat hätte registriert werden können. Hätte die von dem Lämpfer ausgestrahlte Wärme auch nur den achtzigtausendsten Teil von derjenigen betragen, die die mit ihm verglichene Kerze ausstrahlte, so hätte sie am Voltmeter noch gemerkt werden müssen. Da diese geringe Wärmestrahlung von einer Lichtquelle ausging, die den achten Teil der Lichtstärke der Kerze besaß, darf man sagen, daß bei gleicher Lichtkraft der Leucht-Lämpfer nur den zehntausendsten Teil der von der Kerze ausgestrahlten Wärme abgab, und dies Verhältnis zwischen Licht und Wärme ist so günstig, daß es selbst bei unserem rationellsten und wirtschaftlichsten künstlichen Licht auch nicht annähernd erreicht werden kann. Also auch hier arbeitet die Natur besser als Menschenwitz.

Völkerrunde.

Die Heimat der Zigeuner. Die Zigeuner sind, so lange es eine eigentliche Völkerrunde gibt, immer als einer der merkwürdigsten Stämme der Erde betrachtet worden, nicht nur wegen ihrer Sitten und ihrer eigenartigen Lebensweise, sondern auch wegen des Rätsels ihrer Abstammung. Neue Wege wies der Zigeunerforschung vor etwa 25 Jahren eine Arbeit des jüngst verstorbenen Professors Bissel, der auf Grund von vergleichenden Untersuchungen über die Zigeunerdialekte zu der Forderung gelangte, daß die eigentliche Heimat dieses Volksstammes in Arabien, einem Hochland an den Grenzen von Indien und Innerasien, also zwischen Kaschmir und Afghanistan, zu suchen sei. Durch spätere Forschungen ist diese Ansicht nur bestätigt worden, und die hohe Schätzung, die den Untersuchungen des deutschen Gelehrten in Fachkreisen entgegengebracht wird, spricht sich auch darin aus, daß das Journal der in England neugegründeten Gesellschaft für Zigeunerforschung jetzt eine Uebersetzung jenes Aufsatzes veröffentlicht. In derselben Zeitschrift findet sich eine fesselnde Abhandlung über die Sitten der Zigeuner bei Geburt, Heirat und Tod. Unter den Gebräuchen, die sich mit der Geburt verknüpfen, besteht die merkwürdigste darin, daß das Kind auf den Erdboden gelegt wird und daß später die Mutter mit dem Kleinen zusammen durch ein Feuer springen muß, in das der Vater einige Tropfen seines Blutes hat fallen lassen. Die Ehe wird bei den Zigeunern nicht sehr streng gehalten, denn es sind Fälle nachgewiesen, in denen ein Austausch der Frauen erfolgte. Zu den Symbolen der Ehe gehören bezeichnenderweise der Wespensiel und die Zunge, Gegenstände, die sich in Gemeinschaft noch schlimmer ausnehmen wie unser Pantoffel. Der junge Ehemann trägt die Braut, wie es auch sonst vielfach Sitte ist, auf seinen Armen über die Schwelle. Der Eheschwur wird über der Leiche eines Pferdes oder eines Stuhns ausgetauscht. Uebrigens bestehen vielfach auch bestimmte Regeln für die Scheidung. Höchst sonderbar ist die Sitte, daß im Falle zu großer Jugend des Ehemannes der Schwiegervater eine Zeitlang mit seiner Schwiegertochter zusammenwohnt. Nach dem Tode eines Mannes wird dessen Kleidung und gesamtes Eigentum entfernt, der Tote ohne Sarg bestattet und ein Tranloper über dem Grabe ausgeführt.

Medizinisches.

Thermopenetration. Am Rudolf-Wirchow-Krankenhaus in Berlin sind zahlreiche Versuche mit der sogenannten Thermopenetration gemacht worden, einem neuen Heilmittel, das zur Abtötung von schädlichen Bakterien im menschlichen Körper dienen soll. Das Verfahren besteht in der Verwundung von Wechselströmen von hoher Wechselzahl und großer Stärke aber niedriger Spannung, die in den erkrankten Körperteil hinein geleitet werden. Als wesentlichste Form tritt eine Erwärmung des Körperteiles bis in seine größten Tiefen ein, während die sonst beim Elektrisieren auftretenden Erscheinungen fast ganz fortbleiben. Die hervortretende Eigenheit dieser Behandlung besteht eben darin, daß der Einfluß nicht auf die Oberfläche beschränkt bleibt. Nachdem früher an einzelnen Fleischstücken und an Tieren Versuche vorgenommen worden waren, hat Dr. Laqueur jetzt auch den Wert des Verfahrens für den Menschen erprobt und über die Ergebnisse in der „Zeitschrift für physische und diätetische Therapie“ berichtet. Die Tierversuche hatten bereits gezeigt, daß sowohl Gonokokken wie die Keime der Cholera und der Lungenentzündung durch die Erwärmung des angestrichenen Körperteiles in ihrer Entwicklung und Zahl zum mindesten sehr geschädigt und bei nicht zu großer Häufigkeit wohl auch gänzlich abgetötet werden können. Von Kranken sind bisher namentlich gichtische und rheumatische Patienten behandelt worden, und auch hier hat sich die Brauchbarkeit des Mittels in erfreulichem Grade bestätigt. Wenn auch vorläufig noch nicht gesagt werden kann, daß man geradezu auf einen Heilerfolg rechnen darf, so ist doch, wie jeder weiß, der einmal ein ähnliches Leiden kennen gelernt hat, schon außerordentlich viel damit gewonnen, daß durch die Thermopenetration die Schmerzen fast im Augenblick gestillt werden. Wenn die Erkrankung nicht zu weit fortgeschritten ist, läßt sich aber außerdem auch sonst eine Besserung erzielen. Vorläufig sind besonders solche Erkrankungen der Gelenke in Angriff genommen worden, die durch Gonokokken verursacht werden.